

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 11 (2004)
Heft: 122

Rubrik: Stadtleben

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

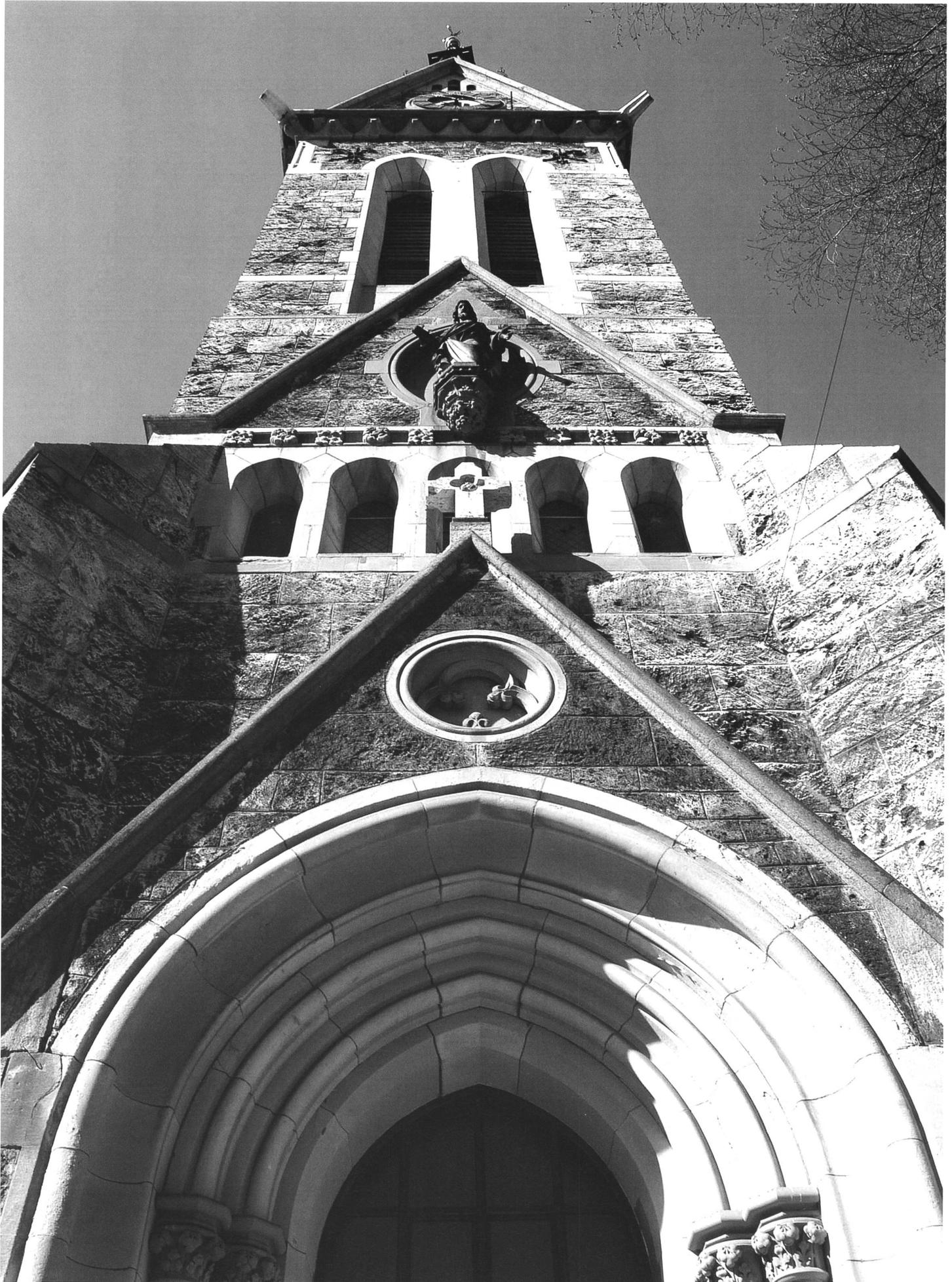
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Tagblatt AG bleibt kritisch + + Die Kroaten festen
und Brühl erwärmt die Herzen + + Die Kirche bleibt
offen und Lurker Grand hat aus Berlin ein Buch
gemacht + + Weiter im Text: Post aus dem Land der
bengalischen Zündhölzer und ein neuer Stadtschreiber
namens René Boucsein

STADTLLEBEN



Das Projekt «Offene Kirche» könnte auch anderswo als hier in St. Leonhard funktionieren. Bild: Florian Bachmann

DIE KIRCHE BLEIBT OFFEN

In Scharen laufen den Kirchen die Gläubigen davon, gähnende Leere in immer mehr Gotteshäusern ist die Folge. Was soll mit dem überflüssig gewordenen Raum passieren: umnutzen, zweckentfremden, abreißen? Seit sieben Jahren wird in der ehemaligen evangelischen St.Galler Stadtkirche St.Leonhard erfolgreich eine mögliche Lösung praktiziert: Offene Kirche.

von Harry Rosenbaum

Wenn man die Leonhardskirche über das Hauptportal betritt und am 60 Meter hohen Turm hinauf blickt, kommt man sich vor wie eine Termiten, die in ihren Bau krabbelt. Ein Blick von aussen auf den Chorabschluss, die Apsis mit den farbigen Glasfenstern von Arthur Wanner, erweckt meditative Gefühle. Der süsse Duft von aufkeimendem Buschwerk und Vogelgezwitscher lassen die Hektik und den Lärm des Autobahnzubringers Kreuzbleiche beim Portal vergessen.

«Die Umgebung hat sich seit 1877, als die Kirche erbaut worden ist, völlig verändert. Der Standort ist inzwischen richtiggehend zerschnitten worden», sagt Projektleiter und Pfarrer Daniel Klingenberg. «Ursprünglich war der St. Galler Westen mit Engelburg das Einzugsgebiet der Leonhardspfarrei.» Die städtebauliche Entwicklung ist darüber hinweg gegangen. Aus dem Leonhardsquartier verschwanden allmählich die Wohnungen. In Bruggen und Engelburg entstanden eigene Pfarreien. Das 1997 gestartete Experiment «Offene Kirche» hat ein Schachmatt verhindert.

Unsichere Zukunft

«Nach sieben Jahren Betrieb kennen wir unsere Möglichkeiten und unsere Grenzen als Offene Kirche sehr genau», sagt Klingenberg. Neben seinem Pfarramt hat er im November 2000 die Projektleitung als Fünfzig-Prozent-Stelle übernommen. Letztes Jahr ist der Job aus Kostengründen um zehn Prozent gekürzt worden. «Mit dem Start des Projektes vor sieben Jahren waren sehr hohe Erwartungen verbunden, die nicht alle erfüllt werden konnten. Uns sind finanzielle und bauliche Grenzen gesetzt», fährt Klingenberg fort. Die Präsidentin des Trägervereins «Offene Kirche St. Leonhard OKL», Annina Policante, schreibt dazu im Jahresbericht 2003: «Der

vorläufige Rechnungsabschluss des Vereins sieht dunkelrote Zahlen vor. Nur dank einer Feuerwehrrüfung einzelner Vorstandsmitglieder und grosszügigen Zusatzspenden von verschiedener Seite gelang es, ein Defizit wie in den ersten zwei Betriebsjahren 1999 und 2000 abzuwenden. Dazu ist die Gebäudefrage nach wie vor ungeklärt. Der Verein Offene Kirche kann und wird die Kirche St. Leonhard nicht renovieren. Die evangelisch-reformierte Kirchgemeinde St. Gallen C – Besitzerin der zurzeit in einem Baurechtsvertrag an den Verein abgegebenen Kirche – prüft nun, was mit ihr künftig geschehen soll. Die zunehmende Baufähigkeit des Gebäudes und seine unsichere Zukunft erweisen sich natürlich für den Betrieb als Handicap.»

Ideelle Wertschöpfung

Als Starthilfe finanzierte 1997 und 1998 die Kirchgemeinde den Betrieb der Offenen Kirche. Seit fünf Jahren muss der Verein selber die Geldmittel beschaffen. «Das heisst viel unspektakuläre und absolut zuverlässige Arbeit», sagt Klingenberg, dessen Hauptaufgabe das Generieren von möglichst breitgefächerten Veranstaltungen ist, zwischen Traditionellem und Experimentellem. Das Resultat kann sich sehen lassen: 11 000 BesucherInnen im letzten Jahr an 110 Veranstaltungen. Beeindruckend auch die ideelle Wertschöpfung, die Klingenberg so umschreibt: «In der Offenen Kirche finden kulturelle und soziale Annäherungen statt, die in einer normalen Kirchgemeinde schwierig zu realisieren sind und an Tabus scheitern. Hier aber finden verschiedene Konfessionen zu einem gemeinsamen Projekt zusammen. Ein Beispiel ist der interreligiöse Jahreskalender. Die Offene Kirche stösst auf ein grosses Bedürfnis. Wir sind mit dem Projekt so weit, dass es durchaus von der Leonhardskirche abgetrennt werden könnte

und auch in einem anderen Kirchengebäude funktionieren würde. Das Projekt ist übertragbar.»

Leere Kirchen allüberall

Eine wichtige Erfahrung für Pfarreien mit leeren Gotteshäusern. Aus den beiden Landeskirchen in der Schweiz sind seit 1990 rund eine halbe Million Mitglieder ausgetreten. Jährliche Kirchensteuerausfälle von 150 Millionen Franken. Noch gibt es für die Schweiz keine Zahlen, wie viele Kirchen leer stehen oder kurz davor sind. Offene Kirchen gibt es in Basel, Bern, Zürich und anderen Städten. Aus Deutschland weiss man, dass rund 100 Kirchen still gelegt werden mussten, weil die Gläubigen fehlen und der Unterhalt der Immobilien nicht mehr finanzierbar ist. In einigen Gemeinden sind wie in der Schweiz offene Kirchen in Betrieb oder geplant. In Holland und England, wo der finanzielle Druck weit grösser ist, wurden Kirchen bereits vermietet oder verkauft, um darin Diskotheken, Warenhäuser und gar Parkgaragen einzurichten. Für Klingenberg eine Horrorgeschichte: «Obwohl es in der protestantischen Theologie keine sakralen Räume gibt, ist eine Kirche nicht einfach ein Raum. Im öffentlichen Empfinden ist zumindest bei uns eine Kirche ein besonderer Raum. Bei einer Zweckerweiterung oder Umnutzung sollte daher der kirchenverträgliche Rahmen nicht gesprengt werden.»

7 Jahre Offene Kirche St. Leonhard. Sonntag, 2. Mai: 15.30 Uhr: Infobazar und Vorführungen vom Förderverein OKL, Runder Tisch der Religionen, Pfadi St.Otmar u.v.a. Turmbesteigung und Glockenbesichtigung. 17 Uhr: Werkstattgottesdienst. 18 Uhr: Daniel Klingenberg im Gespräch mit Pfarrer Christoph Sigrist, Initiant Offene Kirche, und Annina Policante. 19 Uhr: Auftritte von Manuel Stahlberger, Claudia Roemmel und dem bauchredenden Pfarrer Alfons Sonderegger.

Durchdacht und zukunftsorientiert, so war der Stil in Design und Architektur in den fünfziger, sechziger und siebziger Jahren. Nach seinem Barcelona-Buch hat der aus St.Gallen stammende Lurker Grand nun auch die Berliner Sehenswürdigkeiten aus jener Zeit in einem Stadtführer festgehalten – und bewahrt sie so vor dem Verschwinden. von Sina Bühler

ZURÜCK IN DIE ZUKUNFT FLANIEREN

BERLIN — CITY IN SPACE
ARCHITECTURE AND DESIGN FROM THE 50IES TO THE 70IES
PHOTOGRAPHY BY TOBIAS MADÖRIN

VICE VERSA VERLAG

30

Ein Stadtmensch ist er, ohne Zweifel. Kein St.Galler Stadtmensch zwar, schon lange nicht mehr. «St.Gallen ist das Gegenteil, von dem, was ich in einer Stadt suche», sagt er gar. Aber die Welt steht ja offen, man muss sie nur entdecken. Es sind die grossen Städte, die es Lurker Grand angetan haben. Zum Leben, zum Arbeiten, zum Entdecken. Und ohnehin soll alles vermischt sein. Und nichts unveränderlich.

Die Suche nach Stil

Gerade deshalb vielleicht, weil es keine klaren Linien mehr gibt, weder in der Mode noch in der Politik noch in der Kultur, übt das bereits Definierte eine starke Faszination aus: Die Fünfziger, die Sechziger, die Siebziger. Der Stil war einheitlich, durchdacht. Der Begriff «Generation» hatte damals noch seine Bedeutung. «Die junge Generation brach damals mit den Gewohnheiten der älteren», sagt Lurker. Der Geist sei zukunftsorientiert gewesen. Heute hingegen werde einfach das Alte neu interpretiert.

Lurker hat das Original gesucht. Zuerst in Barcelona, vor drei Jahren. Er wohnte in der katalanischen Hauptstadt und stiess beim Umherstreifen immer wieder auf Architektur und Design aus den

Fünfigern bis Siebzigern. Zufällig, als er die Standard-Sehenswürdigkeiten schon abgeklappert hatte. Und dann weniger zufällig, gezielt, bis er ein ganzes Buch damit hätte füllen können. Gemeinsam mit dem Fotografen Tobias Madörin tat er das dann auch. Entstanden ist «city in space», ein Fotoband und Stadtführer für Nostalgikerinnen und Nostalgiker. «Wir wussten nicht, wie das Buch ankommt, ob sich überhaupt jemand dafür interessieren würde», sagt Lurker. Es kam gut. Die zweite Auflage des Buches ist diesen Frühling erschienen. Und das war erst der Anfang.

Geduld, Geduld

Die folgende Etappe: Berlin. Auch hier hat Lurker gelebt, das müsse man, sonst bleibe ein solches Projekt zu oberflächlich. Schliesslich finden sich viele interessante Orte nur, wenn man den richtigen Tipp bekommt. «Hätte ich sonst das «Cruise-In American Diner» gefunden? Oder die Gaststätte am Stölpchensee?», fragt der Buchautor. Das Werk hat zwei Teile. Eines ist der dicke Fotoband von Tobias Madörin. Der zweite Teil ist der Führer mit Texten von Lurker Grand in Englisch, Spanisch und Deutsch. Für Barcelona reichte noch ein Taschenbuch, Berlin ist drei mal dicker und gebunden. Jede Sehenswürdigkeit ist mit Adresse, Öffnungszeiten und Verkehrsverbindungen versehen und auf Kindertauglichkeit geprüft, ganz wie es sich für einen Führer gehört. Und zu jedem einzelnen Bild hat Lurker eine Geschichte. Zum «Futuro» etwa, dem Ufo auf vier Beinen, das als skandinavische Skihütte konzipiert wurde. Mit einer Feuerstelle zum Heizen und Kochen in der Mitte der Plastikkugel. Weil die Bilder keinesfalls ans 21. Jahrhundert erinnern sollten, brauchte die Arbeit Geduld. Beim Kino Cosmos beispielsweise konnte nur einmal im Monat fotografiert werden, wenn alle Werbeplakate umgehängt wurden. Da hiess es warten, warten, warten. Warten auch, bis das Wasser in den öffentlichen Schwimmbädern – ihnen gebührt ein eigenes Kapitel in «city in space» – spiegelglatt lag. Lurker ist Perfektionist. «Diese Mülleimer, die würde ich heute aus dem Bild schieben», sagt er beim Betrachten eines Bildes.

Alltägliches Verschwinden

«Flanieren Sie, sinnieren Sie, fotografieren Sie», ruft Ilja Richter, die deutsche Fernsehikone der Siebziger, im Vorwort aus. Marschieren, das bringe nichts. Die Architektur dieser Stadt brauche Zeit. Und schreibt weiter: «Mit der Sinnlichkeit hat's der Berliner nicht so.» yDas übernehmen die zwei Schweizer. Doch es geht Lurker nicht nur um Ästhetik, um perfekte Bilder, schöne Gebäude, stilvolles Design. Vor allem in Berlin, der «Stadt im Umbruch» in Europa, gehts um mehr: Wie fast alles sind auch die Orte der Fünfiger bis Siebziger in Berlin, in Barcelona und in den meisten Städten nicht vor einer Neuinterpretation geschützt. Wohl vermag die Architektur und die Mode auch heute noch zu begeistern, aber am Liebsten hat mans halt doch moderner, komfortabler: Umbau und gar Abriss drohen, und schon die Tatsache «dass Berliner oft gar nicht wissen, wies ausserhalb ihres Kiezes aussieht» (Herr Lehmann und auch Herr Lurker), verhindern ein Schutzbewusstsein. «City in space» kann da nicht viel dagegen unternehmen, doch wenigstens haben Lurker Grand und Tobias Madörin versucht, die Architektur von zwei, drei Generationen so lückenlos wie möglich zu dokumentieren, bevor das Alltägliche verschwindet.

Mehr Infos zu den Büchern: www.cityinspace.com

Buchvernissage am Freitag, 30. April, 17 Uhr, Klang und Kleid, Hinterlauben 10, St.Gallen, mit Apéro und in Anwesenheit von Autor und Fotograf.



WORIN ST.GALLEN BLÄTTERT. Der Frühlingstag war mild, draussen piffen die Vögel, aus dem Recorder sangen «die Sterne» «Alles ist so süss und so klebrig», und ich wusste: Zeit für eine Presseschau. Oder, wie das hier in der Ostschweiz heisst: Mal schauen, was die St.Galler Tagblatt AG so treibt. Sie treibt es immer schlimmer.

Nicht, dass die jetzt in ihrem Hauptblatt noch eine Jugend-Merkerin haben, sollen die doch. Nein, der Ärger, der sich da anbahnte, begann mit der Eigenwerbung der Tagblatt AG: «Im Osten viel Neues». Wer auch immer den Satz sich da so eines Morgens im Büro ausgedacht hat, auf alle Fälle scheint er von Geschichtlichkeit keine Ahnung zu haben: «Im Westen nichts Neues» heisst nach Remarque nichts anderes, als dass an der festgefahrenen Westfront des 1. Weltkriegs Tausende junger Soldaten getötet wurden. Da will man ja gar nicht wissen, was «Im Osten viel Neues» bedeuten könnte. Was man aber ahnt: Der Slogan kann kein gutes Zeichen sein für den Zustand der Tagblatt AG.

Und tatsächlich, wie ich weiterblätterte, fiel mir eine weitere publizistische Innovation des Hauses in die Hände: Eine informative Werbebeilage zu 20 Jahre Radio Aktuell, dem Lokalradio der Tagblatt AG. Darin erfährt man zum Beispiel in einer Grafik, dass Radio Aktuell im Hörerzahlen-Vergleich der Privatradios im Wirtschaftsgebiet 26 die Nase vorn hat. Auch erfährt man, dass Peter Weigelt Vater wurde, als er als Sprecher grad die ersten Nachrichten des Senders las. Und dann sagt ein junger Moderator noch, dass Radio Aktuell für ihn «wie gut Sex, lecker Wein und toll Röschi» sei – «eifach huere geil zum täglich Gnüsse». Ich habe ein bisschen darüber nachgedacht, was wohl das Wirtschaftsgebiet 26 so sein könnte, warum Peter Weigelt nicht Radio-Moderator geblieben ist und wie das so ist mit dem Sexleben. Dann habe ich die Broschüre weggelegt.

Schliesslich lag ja noch der Anzeiger, das Ostschweizer Wochenmagazin der Tagblatt AG, auf dem Stapel, die Nummer vom 23. März. Auf dem Titelblatt sieht man Regierungsrätin Karin Keller-Sutter, die a) eine Hardlinerin im Asylwesen ist und b) bei den Regierungsratswahlen am meisten Stimmen eingefahren hat, aber über einen möglichen Zusammenhang zwischen a) und b) liest man im Anzeiger nichts, schliesslich geht es um Keller-Sutter «ganz privat». Sie hat ein Hündchen namens Toto, einen Mann namens Morten und ein allein stehendes Haus in Wil, was aber nicht heisst, dass sie anonym leben will, nein, sie will da sein, wenn die Nachbarn sie brauchen, sagt sie. Vielleicht ist sie darum auch am 100. Tag von Bundesrat Blocher an der Pressekonferenz in Buchs mit an die Grenze gestanden, davon hat man aber im Anzeiger nichts gelesen, auch nicht in einer späteren Nummer. Dafür habe ich noch den Leserwettbewerb entdeckt, die suchen jetzt tatsächlich die originellste Bratwurst. «Egal, ob fotografiert, gemalt, gezeichnet, gebastelt, geklebt, ausgeschnitten, modelliert ... – senden Sie uns Ihre Brodworscht!».

Es wurde wieder Zeit fürs Hauptblatt, von dem man vielleicht noch die eine oder andere kritische Frage erwartet hätte, zum Beispiel am 16. April zum neuen Stadion vom FC, von dem die Medien AG ja bekanntlich Hauptsponsor ist. Und siehe da: «Ja also, Herr Fröhlich, heute wurde bekannt, dass das geplante neue Fussballstadion eine wichtige Hürde genommen hat. Wie fällt Ihre Reaktion als Verwaltungsrats-Präsident der FC St. Gallen AG aus?» Freundliches Blabla von Herr Fröhlich. «Ja, also Herr Fröhlich, wann kann der FC St. Gallen sein erstes Spiel im neuen Stadion austragen?» Freundliches Blabla von Herr Fröhlich. «Ja, also Herr Fröhlich, welche neuen Möglichkeiten eröffnen sich denn dem Verein?» Sehr freundliches Blabla von Herr Fröhlich, Schluss des Interviews.

Nach der Lektüre habe ich wieder etwas nachgedacht. Zum Beispiel, ob der Journalist, der Herrn Fröhlich die Fragen stellte, tatsächlich noch von der Tagblatt AG angestellt ist oder vom FC oder von beiden. Ob andere das selbe denken. Und ob nicht alle zusammen das Tagblatt mal abbestellen und eine andere Zeitung abonnieren könnten. Zum Beispiel die Süddeutsche, da spielt der Osten eine andere Rolle. Oder wenigstens die St.Galler Nachrichten, wo noch gemotzt wird über die Kommerzialisierung des Openairs und wo Franz Welte gelegentlich über die Feldhasenpopulation im Rheintal schreibt – das mögen wir nämlich sehr, grad jetzt im Frühling. **Kaspar Surber**



verwandlung möglich kuss hin oder her

prex • agentur für kommunikation • www.prex.ch

Finde heraus,
was du gerne tust.
Dann tu's.

Coco Chanel

professionelle

LAUFBAHNBERATUNG FÜR FRAUEN

Lydia Jäger, 071 222 15 14
info@profession-elle.ch
www.profession-elle.ch

e

klubschule
migros

MEHR ERFOLG

Geben Sie selbst den
Ton an.

Programm
Musik & Kultur
Jetzt bestellen!

Beratung und Anmeldung:

Musik & Kultur
Klubschule Migros
9001 St. Gallen
Tel. 071 228 16 00
musik.kultur@gmos.ch

www.klubschule.ch

Der Orient beginnt in St Gallen

Nehmen Sie sich Zeit und geniessen Sie unsere
frisch zubereiteten arabischen Spezialitäten.

Das Meza Team freut sich auf Sie.



Restaurant Meza
Orientalische Spezialitäten
St. Leonhard Strasse 7
CH-9000 St.Gallen
Tel +41 (0)71 222 21 12
Fax +41 (0)71 222 21 09

tägl. geöffnet 7.00 bis 23.30 h

WER HAT ANGST VOR KROATIEN?

Kroatien ist von der Fläche und der Bevölkerung her vergleichbar mit der Schweiz. Dann hören die Ähnlichkeiten auf. Oder doch nicht? Eine Maiwoche lang kommt es in St.Gallen zu Kroatisch-Schweizerischen Begegnungen. Initiatorin und Schriftstellerin Dragica Rajcic, 1978 mit 19 Jahren hierher gekommen, über das Weggehen, die Integration und über Pasticada. von Daniel Klingenberg

Dragica Rajcic, die von dir initiierte Begegnungswoche hat ein vorwiegend kulturelles Programm und will einen Beitrag zur Integration leisten. Ist Kultur dafür geeignet?

Der Mensch ist ein soziales, kommunikatives und kreatives Wesen – Kunst und Kultur sind Ausdruck dieser Eigenschaften. In der Integration geht es darum, dass das emotionale und kognitive Wissen voneinander vergrössert wird. Womit als mit Kunst und Kultur sollte das sonst geschehen?

Wie soll man sich das vorstellen?

Ich antworte zunächst persönlich: Als Autorin habe ich mein Leben, meine Migrationsgeschichte nur bewältigen können, weil ich eine Sprache dafür gesucht und gefunden habe. Die Aneignung einer Sprache ermöglicht auch «Heimat». Dann kenne ich Migranten und Migrantinnen, die ihr Schicksal im Malen und Musizieren auszudrücken suchen. Zum Beispiel die «Migrierte Bühne» oder das Projekt «Musik und Migration», aber auch Einzelpersonen.

Fühlst du dich in der Schweiz zu Hause, oder pendelst du zwischen zwei Welten?

Ich fühle mich als Mensch, der aus Kroatien weggegangen ist. Trotzdem bin ich auch sehr verbunden mit Kroatien, mit Split, meiner Heimatstadt. Sonst hätte ich diese Begegnungswoche gar nicht machen können. Ich fahre auch regelmässig nach Kroatien, das letzte Mal im vergangenen Jahr. Meine Heimat hat zwei Ebenen. Da ist zum einen die nationale Geschichte. Wir hatten Krieg bis 1995. Die Ausstellung «Momentaufnahmen zu Krieg und Frieden in Vukovar» gibt einen Einblick in die Verwüstung. Und dann gibt es da die eigene, private Geschichte. Da fühle ich in mir, dass ich weggegangen bin – das hat schon etwas mit zwei Welten zu tun.

Wir leben in einer Welt, in der viele Menschen Mühe haben mit der täglichen Begegnung mit Fremdem. Das, was die «Kroatisch-Schweizerischen Begegnungen» möchten, nämlich «das Fremde nahe bringen», geschieht ja dauernd!

Ja, das passiert, aber es wird nicht bewusst reflektiert!

Warum sollte man das?

Damit wir die Vorurteile und die Enge loswerden! Nochmals: Das Wissen voneinander muss wachsen, und das kann nur geschehen, in dem wir miteinander statt übereinander sprechen. Die Ausstellung «Schnee auf dem Meer» zum Beispiel zeigt Bilder von Ortschaften aus Kroatien und der Schweiz – in den Videoinstallation ist sozusagen ein «bildlicher» Vergleich möglich.



Dragica Rajcic. Bild: Florian Bachmann

Wenn miteinander statt übereinander geredet werden soll, müssen aber auch Kroatinnen und Kroaten an die Begegnung kommen ...

Die werden kommen! Es gibt hier in St. Gallen kroatische Klubs und Folkloregruppen. Es gibt eine katholische Kroatien-Mission, in der Kirche St. Fiden wird jeden Sonntag Messe gelesen – all diese Gruppierungen sind eingeladen. Ein Ziel der «Begegnungen» ist, dass diese Gruppen ein neues Selbstverständnis bekommen, weil sie ihre Kultur hier öffentlich sehen und ein Feedback darauf bekommen.

A propos Öffentlichkeit: Bist du bei der Planung und der finanziellen Unterstützung auf offene Ohren gestossen, oder war das mühsam?

Wie bist du vernetzt?

Es gibt eine gesamtschweizerische Integrationsgruppe von Kroatinnen und Kroaten – immerhin leben ja insgesamt 40 000 Landsleute in der Schweiz. Mit dieser Gruppe haben wir – mit gutem Erfolg – bereits zwei ähnliche Kulturwochen gemacht, in Baden im Kanton Aargau und in Emmen bei Luzern. Das war bei der Vorbereitung eine grosse Hilfe. Zudem bin ich hier in St. Gallen stark unterstützt von der Arbeitsgemeinschaft für Integrationsfragen und der Caritas. Weil ich als Autorin und soziokulturelle Animateurin schon mehrere Jahre in diesem Bereich tätig bin, habe ich viele Kontakte.

Auf der Einladung steht auch «Kroatien kulinarisch». Welches Menu würdest du empfehlen?

Zum Beispiel Pasticada. Rindfleisch wird zwei Tage vor dem Kochen mit Essig und Wein gebeizt und dann angebraten. Dazu werden selbstgemachte Gnocchi und ein feiner kroatischer Wein serviert – Kroatien ist auch ein Weinland. Allgemein ist die kroatische Küche sehr reichhaltig und hat Einflüsse von Italien, der Türkei, Österreich und Ungarn aufgenommen.

Kroatisch-Schweizerische Begegnungen, 10.-16. Mai, St.Gallen:

Bis 10. Mai, Katharinen: «Schnee auf dem Meer», Ausstellung von Marica Gojevic, Zeljka Marusic und Andreas Helbling. **Mo 10. Mai,** 20 Uhr, Festsaal der Ortsbürgergemeinde: «Warum um Gottes Willen Kroatien?». Referat von Ludwig Hasler, «Liebeslieder durch Jahrhunderte» mit Lidjia Bajuk, Mitbegründerin der modernen kroatischen Ethno-Szene. **Di 11. Mai,** 20 Uhr, Grabenhalle: «Dem Sonntag entkommst Du nicht». Erzähltheater zum Zusammenleben mit Mona Fueter und Daniel Metzger. **Mi 12. Mai,** 20 Uhr, Katharinen: Lesung von Timohir Nuic, Marica Bodrozic und Christine Fischer. Eröffnung Ausstellung «Momentaufnahmen zu Krieg und Frieden», Vukovar (bis 28. Mai), Einführung Peter Surber. **Do 13. Mai,** 20 Uhr, PHS: Kroatische Literatur in den 90-ern. Referat von Nenad Popovic, Einführung Peter Geiger, Klavierkonzert von Mia Elezovic. **Fr 14. Mai,** 20 Uhr, Rudolf Steiner Schule: A-Capella und Folklore mit Hop o' my Thumb und Ceva. Während der ganzen Woche «Kroatien kulinarisch» im Haus zur letzten Latern und im Restaurant Leonhardsbrücke.



TISCH
WELTEN
by STURZENEGGER

**Ständig wechselnde Tisch Themen
Accessoires rund um Ihren Tisch
Tische in Einzelanfertigung
Kunstobjekte**

Oberer Graben 46
9000 St.Gallen
vis-à-vis Hotel Einstein
071 222 45 76



alternativkultur

08.05.04 FC Basel - FC SG
12.05.04 FC SG - GCZ
16.05.04 BSC Young Boys - FC SG
23.05.04 FC SG - Servette FC

«Der FC SG gehört seit 1879 zu den prägenden Institutionen in der Alternativkultur-Sparte Fussball. Dieses Jahr kann auf 125 Jahre Traditionsfussball angestossen werden. Über 8000 Ostschweizer und Ostschweizerinnen wollten diese Kultur weiter fördern und haben in den letzten Monaten mit Ihrem Aktienkauf Ihr Bekenntnis zum Spitzenfussball gezeigt.

Wer neben Theater, Konzerten und Vernissagen Lust auf Alternativkultur hat, kann auf www.fcsg.ch einfach und schnell ein Ticket für das nächste Meisterschaftsspiel kaufen, um dem Dirigenten Heinz Peischl und seinem Ensemble etwas genauer auf die Füsse zu schauen.»

teo jakob

**St. Gallen, Zürich, Baar
Bern, Solothurn, Genève**

Möbel, Büromöbel, Küchen,
Lampen, Textilien, Planung
und Innenarchitektur

Teo Jakob Späti AG
Spisergasse 40
9000 St.Gallen
Tel. 071 222 61 85
Fax 071 223 45 89
st.gallen@teojakob.ch
www.teojakob.ch



Brühl-Goalie Albert Zöllig in den 50-er Jahren.



Brühl, Brühl nur du allein...

Allein an der Spitze, als einziger B-Verein noch ohne Punktverlust und immer noch ohne einziges Verlusttor! Das ist die Bilanz Brühls, nachdem Sankt Gallen in Neuenburg gegen Cantonal erstmals besiegt worden ist. Aber schon in acht Tagen kann der FC St. Gallen die Situation bereinigen, denn es findet das Stadtrivalenspiel zwischen den beiden B-Ersten statt.

1. Brühl	5	5	—	12	0	10	
2. Winterthur	5	4	—	1	13	6	8
3. St. Gallen	5	4	—	1	11	4	8
4. Thun	5	3	—	2	12	7	6
5. Aarau	5	3	—	2	8	7	6
6. Moutier	5	3	—	2	9	11	6
7. Solothurn	5	2	1	2	7	6	5

8. Le Locle	5	2	—	3	7	7	4
9. Blue Stars	5	2	—	3	7	9	4
10. Porrentruy	5	2	—	3	4	8	4
11. Chiasso	5	2	—	3	4	10	4
12. Cantonal	5	1	1	3	3	9	3
13. Bellinzona	5	—	2	3	2	6	2
14. Baden	5	—	—	5	4	13	0

Am 9. Juni 1973 spielte der Sportclub Brühl St. Gallen (Schweizer Meister 1915) seine bis zum heutigen Tag letzte Partie in der Nationalliga B. Der bittere und tränenreiche Abend im Krontal hat sich in der jungen Seele des Autors eingebrennt: Noch heute glaubt er an den Machtwechsel in der städtischen Fussball-Hierarchie. von Richard Zöllig

Die Frage war anders gemeint: «Was macht dir im Leben am meisten Freude?» Ich zögerte. Natürlich wollten sie in der ausgelassenen Redaktions-Runde jetzt etwas Intimes hören. Ich überlegte kurz und gab die ehrliche Antwort: «In den letzten 30 Jahren war es meine beständigste Freude, wenn der SC Brühl am Wochenende gewinnt und der FC St.Gallen verliert ...!»

Ungläubiges Staunen in der Runde: Das kann nicht dein Ernst sein! Sie fordern eine Rechtfertigung. Aber muss in diesem Land denn jemand seine Abneigung gegenüber dem deutschen Nationalteam erklären? Gehört es in der Schweiz nicht zum guten Ton, Bayern München «grundsätzlich daneben», Manchester United dafür einfach nur «supertoll» zu finden?

Meine Fussball-Welt ist beschaulicher. Ausserhalb der Stadt St.Gallen hat nie ein Club existiert, der mein Fan-Wesen geweckt hätte. Wohl schätze ich jene Vereine, die einen guten, druckvollen und taktisch innovativen Fussball spielen. Einen Fussball, der von hervorragenden Einzelspielern geprägt ist, aber ausschliesslich im Kollektiv die Vollendung findet. Das hat nichts mit den Namen der Clubs als viel mehr mit den Trainern und deren Arbeit zu tun: Hitzfeld, Gross, Hodgson (damals mit der Nati), Ranieri (früher Valencia, heute leider Chelsea) und, zugegeben, damals auch

FCSG-Meistertrainer Marcel Koller. Das sind Könnern.

Herzens-Angelegenheit

Ein Glück, ging M.K. bald darauf zu den Grasshoppers. Sonst hätte ich die Geschehnisse beim FC St.Gallen noch länger mit einer gewissen Sympathie verfolgen müssen. Spätestens nach Castella läuft's da drüben (im Espenmoos) nämlich wieder besser. Mit diesem Brüll-Korporal aus Österreich. Der versteckt seine Homophobie nicht einfach in seinen grauen Zellen hinter der aufgesetzten Fielmann-Brille. Er fordert seine Mannen gleich am Radio auf, mit diesen «schwulen Zweikämpfen» (!) doch endlich aufzuhören. Wirklich ein Glücksfall, dieser Mann.

So bleibt der Sportclub Brühl meine einzige Herzens-Angelegenheit im Fussball. Selbst wenn es im Jahr 2004 nicht immer ganz einfach zu erklären ist, dass man Fan eines 2.-Liga-Interregio-Clubs ist. Dem Gelächter lässt sich am besten mit grossmütiger Gelassenheit begegnen. Wer weiss zum Beispiel noch, dass der FC St. Gallen in den 50er und 60er Jahren grossenteils in der 1. Liga herumguckte, während Brühl den Durchbruch in die Nationalliga A verschiedentlich knapp verpasste? Oder wer erinnert sich, dass es vor nicht einmal zehn Jahren beinahe wieder zu richtigen NLB-Stadterbies gekommen wäre? Hätte

Gilewicz für den FCSG damals gegen Kriens nicht in allerletzter Minute den Ausgleich erzielt, wäre der FC direkt wieder in die NLB abgestiegen. Gleichzeitig fehlte dem SC Brühl in jener Saison bloss ein einziges Tor für den Aufstieg in die Nationalliga B.

Geduld und Galgenhumor

Alles, was ein Brühler braucht, ist Geduld. Geduld und ein bisschen Galgenhumor. Drei schlechte Jahre im Espenmoos, drei gute im Krontal – schon werden die Karten neu gemischt. Wunschenken? Eine Utopie? Mag sein. Aber wo bittesehr wäre der FC St.Gallen denn, wenn er nicht immer und immer wieder mit irgendwelchen Aktionen vor dem Konkurs bewahrt worden wäre? So habe ich zum Beispiel längst aufgehört, die Espenmoos-Besitzerwechsel mitzuzählen (FCSG an Stadt an FCSG an Stadt an Stadiongenossenschaft, sprich FCSG – Hauptsache immer schön bilanz-aktiv!). Oder der Gönner-Raubzug «Sitzplatz-Option» für das Stadion West: Da meinte zuletzt auch noch die Kantonsregierung dem FC 200 000 Franken in die wertigen Sitzfödlä stecken zu müssen.

Aber bitte nicht falsch verstehen: Subventionen sind gut, und es muss ein tolles Gefühl sein, in jeder selbstverschuldeten Misere subventionsfreudige bürgerliche Behörden hinter sich zu wissen. Allerdings glaubte ich bisher, dass Subventionen nach dem guten alten Giessenkannenprinzip verteilt werden. So könnte es dann auch auf den Fussballplätzen des FC Winkeln, von St.Otmar, Fortuna oder dem SC Brühl zu blühen beginnen. Ich warte jedenfalls gespannt auf die nächste Rettet-den-FC-St.Gallen-auch-mit-Steuergeldern-Sitzplatzoption-Lizenzkleber-Aktion.

Richard Zöllig, 1967, ist Journalist bei Regionaljournal Radio DRS.

WOHER KOMMEN DIE BENGALISCHEN ZÜNDHÖLZER?

« Trau keinem hier in Bangladesh.» Das riet mir der Schweizer Botschafter in der ersten Woche. Ich fragte mich, ob ich ihn mit einschliessen sollte. Keinem zu trauen war ziemlich schwierig, basierte doch meine ganze Reise auf dem Vertrauen zu Babu, einem Bangladeshi, den ich im Studentenheim in Oslo kennengelernt hatte. Er lud mich ein, seine Familie und sein Land kennenzulernen. Während dreier Monate lebte ich unter Bangladeshis und bereiste eine mir bis dahin völlig unbekannte Welt.

Ein Entwicklungsprojekt hatte meinem Freund Babu zwei Jahre Studium in Norwegen ermöglicht. Obwohl seine Familie nicht zu den Ärmsten gehört, hätten sie sich das niemals leisten können. Sein Vater arbeitet im «Education Sector» beim Staat und ist ein angesehenes Mann. Er hat sich nicht auf Staatskosten bereichert, was bei einem Beamten eher aussergewöhnlich ist. Oft sind die Löhne so niedrig, dass Geschäfte unter der Hand lebensnotwendig werden. Oder man muss eine Unmenge bezahlen, um überhaupt angestellt zu werden: Der Meistbietende kriegt den Job und braucht Jahre, um die Summe wieder abzuverdienen.

Gastfreundschaft bis zum Gänseschlachten

Dass sie für ihre Sprache gekämpft hatten (siehe unten), macht die Bangladeshis stolz. Sie lieben ihr Land und vor allem auch ihre Lands- genossen. Fragt man sie, was ihnen an ihrem Land am besten gefalle, antworten viele: die Menschen, unsere (Gast)freundschaft, unser Humor. Die Witze haben mich nicht umgehauen, dafür die Gastfreundschaft. Ich wurde von Babus Verwandten und Bekannten, Nachbarn und Freunden eingeladen, zu meinen Ehren wurden Gänse geschlachtet, Geld ausgegeben, das man nicht hatte, Reis gepufft und Geschenke gekauft. Als mich schon in der ersten Woche heftige Verdauungsstörungen für drei Tage ins Spital zwangen, wachte rund um die Uhr ein Verwandter Babus an meiner Seite. Bei jedem Aufwachen lernte ich wieder ein neues Familienmitglied kennen, das selbst gekochtes Essen von zu Hause mitgebracht hatte.

Die meiste Zeit verbrachte ich bei Babus Familie in Comilla, einer 100 000er Stadt im Osten. Von dort aus reiste ich in viele Gebiete Bangladeshs, wo ich bei Verwandten, Freunden der Familie und deren Freunden untergebracht und bekocht wurde. Während der dreimonatigen Reise schlief ich nur gerade dreimal in einem Hotel. Und bei jeder Rückkehr hatte ich das Gefühl, nach Hause zurückzukehren. Die Kinder tanzten um mich herum, es wurde feines Essen aufgetischt und von

der Reise erzählt. Die Mutter beschwerte sich, dass wir nicht öfter angerufen hatten, und der Vater dankte Allah für unser Wohlbefinden.

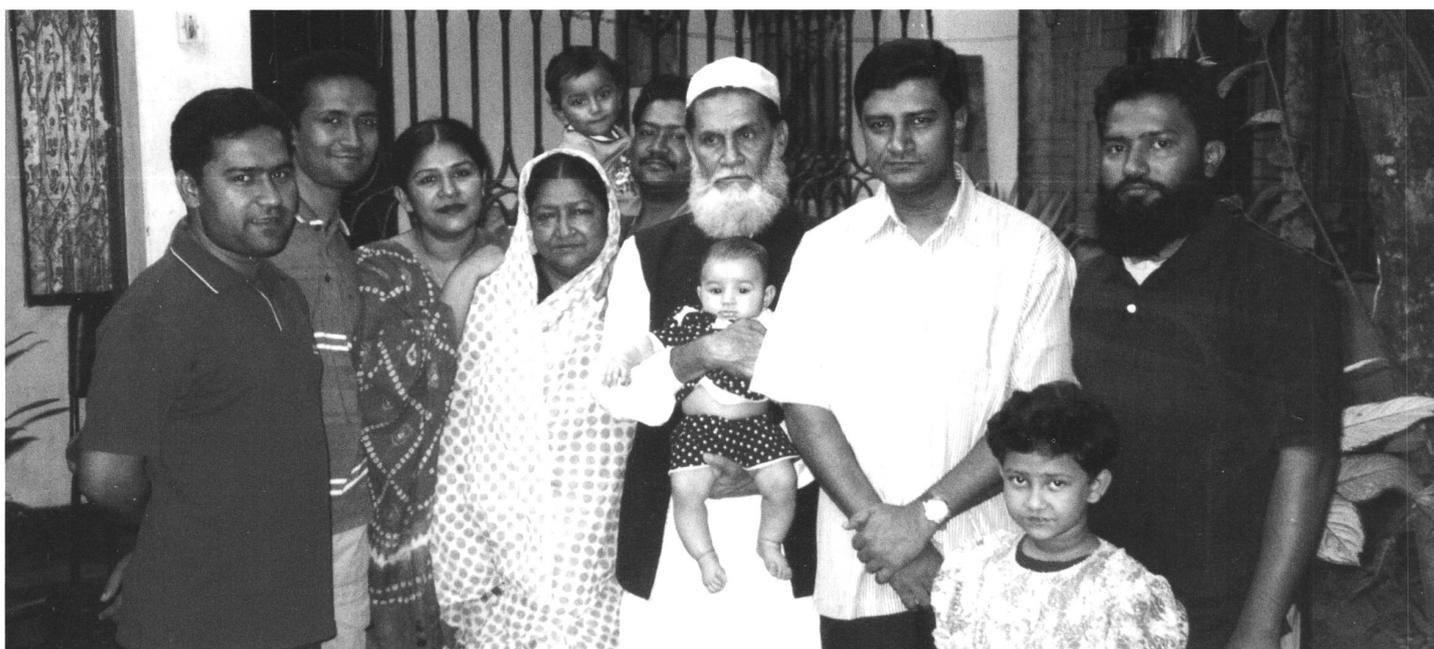
So war ich mehr Gast als Tourist, wurde überall hinbegleitet und durfte am Leben von Babus Familie teilnehmen. Es ist zwar möglich, alleine in Bangladesh herumzureisen, aber kein allzu grosses Vergnügen. Denn die Faszination liegt nicht in ausdrücklichen touristischen Sensationen, da fehlt Geld zur Restauration oder zum Aufbau einer Infrastruktur, sondern im Alltäglichen und Unerwarteten, auf dem Markt oder am Familienfest.

Experte für alles Westliche

Noch nie habe ich mich so weiss gefühlt wie in Bangladesh. Die wenigen Weissen, denen ich begegnete, arbeiteten alle für NGOs oder sonstige Hilfswerke. Sogar in der 7 Mio. Hauptstadt Dhaka wurde ich von jedem angestarrt. Ein eigenartiges Gefühl, an einem Ort zu sein, wo für einen alles neu und unerwartet ist, was für die anderen normal ist, während man selbst für alle anderen neu und unerwartet ist, so dass man sich selbst nicht mehr normal vorkommt. Nach eineinhalb Monaten begann mir die bei uns so hochgeschätzte Privatsphäre zu fehlen. Da die ganze Familie im selben Haus wohnt, lebt man sehr nahe beieinander. Ich schlief nie allein in einem Zimmer, manchmal zu zweit in einem Bett. Anstrengend war mit der Zeit aber auch die unglaubliche Neugier, mit welcher mich die Bangladeshis ununterbrochen ausfragten. Ich stand nun da, die ganze westliche Kultur zu erläutern. Alles, was sie in den Hollywoodstreifen, die es bis nach Bangladesh schaffen, gesehen hatten, musste von mir bewahrheitet, kommentiert oder korrigiert werden. Kein leichtes Unterfangen, wenn du jedem zuerst erklären musst, dass Titanic nicht dein Lieblingsfilm und auch die Back Street Boys nicht gerade deine absoluten Favoriten sind, ja sogar an Glaubwürdigkeit verlierst, wenn dir die Namen der Jungs leider grad entfallen sind.

Durch neue Technologie ist der Markt in kürzester Zeit mit selbst gebrannten MP3- und Video-CDs überflutet worden. Es können auch Abspielgeräte ausgeliehen werden, und dann werden Pornos geschaut. Natürlich wurde ich auch hier als Experte beigezogen. In einem streng muslimischen Land holen sich viele Jungs Aufklärung und Befriedigung durch Pornos mit mehrheitlich weissen Darstellerinnen und Darstellern. Hollywood- und Pornofilme formen das Bild der westlichen Kultur in Bangladesh. Nicht grad beruhigend! In diesem Zusammenhang tauchte auch immer wieder der mit verschiedensten Phantasien aufgeladene Begriff «open sex country» auf.

36



Meine Gasteltern (mitte) mit ihren sechs Kindern (Babu rechts aussen). Lipu (3.v.l.), Raju (hinten) und Zia (3.v.r.) haben je nur noch zwei oder drei Kinder.



Rushhour in der Kleinstadt Comilla.



«Mein goldenes Bangladesh ...», Beginn der Nationalhymne

Kaum Kontakt zu Frauen

Da Beziehungen zwischen Männern und Frauen in Bangladesh vor der Hochzeit verboten sind, bilden sich extrem enge Männerfreundschaften. Oft sieht man Männer Hand in Hand durch die Strassen gehen, was keinesfalls Homosexualität indiziert. Berührungen zwischen Männern sind einfach kulturell anders codiert. So war auch für mich der Zugang zu Frauen schwierig. Die einzige Frau, die mich auf der Strasse ansprach, war eine christliche Nonne! Natürlich hatte ich Kontakt zu Babus Schwester und den Frauen seiner Brüder, doch ziemlich distanziert. Ich war mir sicher, dass sie Englisch sprachen, hatten sie doch alle bis zum Masters studiert. Aber sie bevorzugten Bangla, wovon ich nur ein paar Brocken verstand, oder sie fragten mich indirekt über einen der Männer. Zweifelsohne ist Bangladesh eine männerzentrierte Gesellschaft, doch am Beispiel meiner Gastfamilie kann ich nicht behaupten, dass mir die Frauen unglücklich, machtlos oder demütig erschienen. Die Rollen aber sind klar verteilt, und dies entschieden zu Ungunsten der Frau.

Es ist für sie zum Beispiel schier unmöglich, in einem Restaurant zu essen, es sei denn, dieses hat Kabinchen mit Vorhängen. Und wenn an Eid ul Fitr, dem wichtigsten Fest der Muslime, zehntausend Männer zusammen beten – ein unglaublich faszinierendes Ereignis – müssen die Frauen zuhause bleiben. Schlimmer noch, eine vergewaltigte Frau hat praktisch keine Chance mehr, jemals einen Mann zu finden, da sie als unrein gilt. Bei aller Empörung darf man aber nicht vergessen, dass auch bei uns vor nicht allzu langer Zeit eine Frau mit uehelichem Kind geächtet und verstossen wurde. Das ist natürlich keine Rechtfertigung, aber es bedarf eines differenzierten Blickwinkels.

Kulturelle Identität

Wer bestimmt für wen, was diskriminierend oder inhuman ist? Diese Frage hat mich wohl am meisten beschäftigt. In einem Land, wo man Beinlose über eine vollbefahrene Strasse rollen sieht, sich von spin-

deldürren alten Männern in der Rikschaah herumziehen lässt, die Söhne und Töchter meistens von den Eltern verheiratet werden und man in vielen Häusern von kleinen Mädchen bedient wird, die einem die Kleider waschen, das Essen auftischen, putzen und abends allein auf dem Küchenboden einschlafen, kann man sich dieser Frage nicht entziehen.

Der denkbar schlechteste Ausgangspunkt ist der, sich selbst von Anfang an als denjenigen anzusehen, der weiss, was die dort unten alles falsch machen, obwohl man dazu neigt, weil es einen berührt. Bald aber muss man sich eingestehen, dass man der einzige ist, der keine Ahnung hat. Die Vorstellung von Arbeit, die Erwartungen an das Leben und die Liebe stehen und entstehen in so anderen gesellschaftlichen Zusammenhängen, dass vorerst mal jedes direkte Urteil unterdrückt werden muss. Sinn- und Identitätskonstruktion folgen in verschiedenen Kulturen unterschiedlichen Prinzipien. Geld bedeutet zum Beispiel nicht in erster Linie Goldkette und Porsche, sondern Sicherheit, sauberes Wasser und Ausbildung für die Kinder. Da bleibt einem der Satz «Geld allein macht auch nicht glücklich!» im Hals stecken.

So verwundert es kaum, dass die westliche Kultur die Jugendlichen insofern fasziniert, als sie nach Geld, Wohlstand, Freiheit und Sex riecht. Obwohl die absolute Mehrheit hinter Saddam Hussein und Bin Laden steht, würde jeder sofort nach Amerika mitkommen, noch lieber vielleicht in die Schweiz, ins Paradies, in die schöne Bergwelt von Bollywoods Hindifilmen.

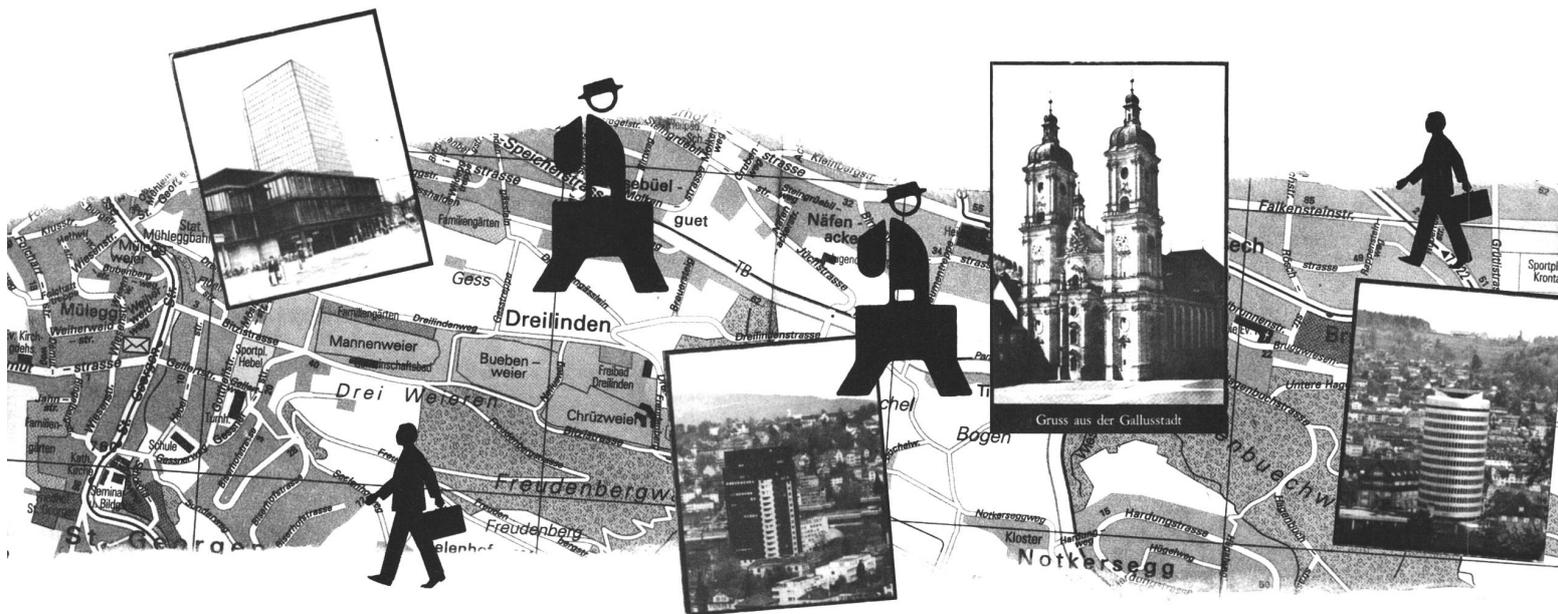
Hitzige Busfahrten

Die Gesellschaft Bangladeshs funktioniert nach wie vor über die gesprochene Sprache: Alles muss erhandelt werden, alle Wege erfragt. Es gibt soviel zu schwatzen, wie es auch Chaos gibt. Es ist keinem peinlich, sein Gegenüber im Bus anzusprechen. Da wird auf jeder Busfahrt diskutiert, wobei sich garantiert noch einer aus der hinteren Reihe einmischte. Man sieht den Leuten zwar an, ob sie sehr reich oder sehr arm sind, aber es ist nicht sofort ersichtlich, dass man nicht die gleichen Interessen hat, weil sich einer wie bei uns als Hip Hopper oder Punk kleidet. Obwohl, Punks gibts auch in Bangladesh, auch wenn sie für mich eher schwierig auszumachen waren. Doch in den Augen Babus zählen alle dazu, die keinen Kurzhaarscheitel tragen: also Heavymähnen, IceT-Frisuren, Vokuhilas, Beckhams.

Punks kennt man also auch in Bangladesh, aber eigenartigerweise hat hier noch keiner etwas von Bengalischen Zündhölzern gehört. Dabei war das neben den Überschwemmungen das einzige, was ich schon früher von Bangladesh gehört hatte.

Kampf für die eigene Sprache. Bangladesh gilt als eines der korruptesten und ärmsten Länder der Welt. Es ist drei Mal so gross wie die Schweiz und zählt 130 Millionen Einwohner. Geographisch liegt Bangladesh östlich von Indien, mit dem es den grössten Teil seiner Grenzen teilt. Als die Briten 1947 nach fast zweihundertjähriger Herrschaft den indischen Subkontinent verliessen, teilten sie ihn in einen hinduistischen Teil, das heutige Indien, und zwei muslimische Teile, die heutigen Länder Pakistan und Bangladesh. Damals hiessen sie Westpakistan und Ostpakistan und bildeten einen Staat, obwohl Indien zwischen ihnen lag. Die zentrale Macht befand sich in Westpakistan, wo man zudem eine andere Sprache sprach (Urdu). Dies führte schnell zu Benachteiligungen Ostpakistans und damit zu Unruhen. Mit dem Verbot der Sprache Bangla eskalierte die Situation. Ein äusserst blutiger Befreiungskrieg endete mit dem Eingreifen Indiens und führte 1971 zur Gründung von Bangladesh. Zerstörerische Überschwemmungen setzen regelmässig grosse Teile des Landes unter Wasser. [fs.]

Felix Stickel, 1979 in St.Gallen geboren, absolviert derzeit an der Hochschule für Gestaltung und Kunst in Zürich eine Ausbildung zum Zeichnungslehrer.



ANKUNFT IN ST.GALLEN

38

Im vergangenen Herbst, als ich auf Wohnungssuche erstmals in St.Gallen übernachtete, habe ich mir an der Rezeption des Hotels einen Gratis-Stadtplan geben lassen, um mich besser im Ort orientieren zu können. Beim Blick auf die Karte stach mir eine kleine grüne Fläche ins Auge: «Drei Weieren, Naherholungsgebiet. Tolle Aussicht auf die Stadt», liess der auf Touristen zugeschnittene Plan verlauten. Ich hoffte, dort eine bessere Vorstellung vom Ort zu gewinnen, und bin noch am selben Tag hinaufgefahren.

Es war einer der letzten warmen Tage des Jahres, an den Badeseen war schon herbstliche Ruhe eingekehrt. Getroffen habe ich bloss ein paar Spaziergänger, fast alle mit ihren Hunden beschäftigt, und so konnte ich ungestört diesen Ort, in dem ich nun wohnen wollte, in Augenschein nehmen. Was habe ich gesehen? Ein paar Kirchtürme, grüne Bäume, eine Altstadt, fast ohne moderne Häuser, Villen auf der anderen Hangseite. Schön? Schön.

Erinnere ich mich heute, ein paar Monate später, an das Postkartenpanorama des sonnigen Herbsttages, so scheint diese Szene ganz und gar unwirklich. Ich meine nicht St.Gallen, sondern nur eine Kulisse gesehen zu haben, die der Realität zwar ähnelt, ihr aber nicht wirklich entspricht. Die Stadt, in der ich heute lebe, einkaufe und manchmal auch flaniere, passt nicht mehr zu diesem Bild in meinem Kopf.

Dies liegt sicher nicht an den nebligen Monaten, die den Winter über das Stadtbild wortwörtlich verschleierten. Eher ist es die Erkenntnis, dass ich mit meiner kleinen Erkundungsfahrt auf den Hausberg von St.Gallen etwas unternommen habe, was mich

– nicht nur räumlich – von der Stadt entfernt hat. Zu diesem Zeitpunkt habe ich Häuser gesehen, Strassen und etwas Grün. Doch die Wohnung eines künftigen Bekannten in einer Nebenstrasse des Marktplatzes ist mir natürlich ebenso entgangen wie die von dort oben höchst unscheinbaren Messehallen oder die Museen und das Theater. Letztlich war der Besuch auf Dreilinden mein letzter Halt vor der Ankunft in St.Gallen.

Doch wie bin ich dann in St.Gallen angekommen? Was war mein erster Eindruck? Die ehrlichste Antwort ist wahrscheinlich, dass ich es nicht mehr genau sagen kann. Der Grund hierfür ist weder Vergesslichkeit noch Oberflächlichkeit; ich fürchte fast, dass es den grossen Moment der Ankunft in einer neuen Stadt gar nicht gibt. Denn nur die Möbel aufgebaut zu haben, am Klingelschild seinen eigenen Namen zu finden, das ist bestimmt nicht jenes Gefühl, das ich nach meiner Ankunft in St.Gallen erwartet habe.

Auch ist das Eintreffen in einem neuen Ort und in einer neuen Wohnung nicht mit dem Ende einer Reise zu vergleichen, wenn man nach Hause zurückkehrt, die Tür schliesst und das Gefühl genießt, genau zu wissen, wo man ist. Es ist nicht das Glück, durch altbekannte Räume zu gehen, die durch alle neuen Eindrücke fast vergessen schienen, die aber doch im Unterbewussten wohl bewahrt gewesen sind und jetzt mit Freude wieder erkannt werden.

Statt der grossen Ankunft, dem Wissen, das man jetzt «da» ist, sind es vielmehr hunderte Kleinigkeiten gewesen, die mir das Gefühl geben, in St.Gallen eingetroffen zu sein. Bei-

spielsweise das erste Mal «Grüezi» zu sagen. Oder die erste Bratwurst in der Stadt, in den «Ausgang» zu gehen, im Sonnenschein durch Neuschnee zu stapfen, ebenso wie eine «Stange» zu bestellen. Plötzlich eine Lieblingsbeiz zu haben. Ein Splitter auch, wenn man irgendwo gefragt wird, wo man wohne, und man plötzlich «St.Gallen» sagt, ohne darüber nachzudenken.

Und, bin ich jetzt angekommen? Die Antwort fällt nicht so leicht, wie es auf den ersten Blick aussehen mag. Einerseits scheint mein vorheriger Wohnort Lichtjahre entfernt zu sein, und längst gehe ich nicht mehr mit dem sehenswürdigkeitssüchtigen Blick eines Touristen durch die Strassen, sondern habe mich in neuer Normalität wieder gefunden.

Und dennoch bleibt auf der anderen Seite eine dumpfe Gewissheit, dass hinter allem Entdeckten immer noch die eigene Fremdheit lauert. Diese Einsicht mag zunächst erschrecken, und dennoch hat sie in meinen Augen auch einen grossen Wert. Der Vorteil des Fremden ist die Gewissheit, dass vieles relativ ist. Die Vorzüge, auf die diese Stadt stolz sein mag, ebenso wie die Nachteile, die mit dem Leben hier verbunden sein mögen; es bleibt die Erkenntnis, dass die Ankunft, aber auch das Leben in St.Gallen auf eine beruhigende Weise ganz normal sind.

René Boucsein, 1983, aus München stammend, begann vor wenigen Monaten sein Studium in St.Gallen. Ein halbes Jahr lang wird er als Nachfolger von Peter Schweiger aus der Perspektive des soeben Angekommenen das Stadtleben beschreiben.